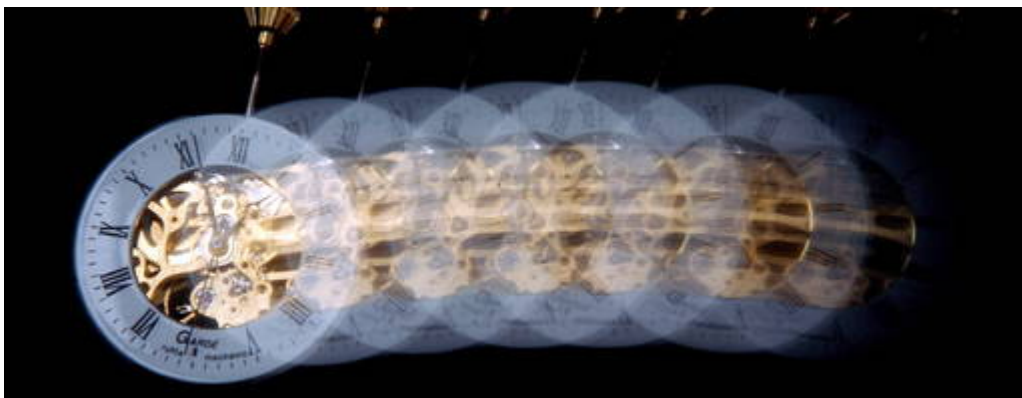


Zeitforscher Hartmut Rosa im Gespräch mit "Thüringer Allgemeine"



Immer im Zeit- und Termindruck - viele Menschen arbeiten und leben gegen die Uhr. Foto: Alexander Volkmann

2012 ist mal wieder ein Schaltjahr. Doch bedeutet ein Tag mehr im Jahr auch wirklich mehr Zeit für uns? Nein, wir werden trotzdem über Hektik und Stress klagen, sagt Zeitforscher Hartmut Rosa. Hanno Müller sprach mit ihm.

Prof. Rosa, wie schwer war es, Zeit für unser Gespräch zu finden?

Ziemlich schwer. Das hätte ich mir früher nicht träumen lassen, dass mein Terminkalender mal so gefüllt sein würde. Und jetzt schließt sich auch noch diese Lücke.

Immerhin konnten wir uns per E-Mail und Telefon verabreden und mussten keine Depeschen auf den langen Weg bringen. Will sagen: eigentlich haben wir viel Zeit gespart. . .

Ich glaube nicht, dass wir Zeit gespart haben. Wir haben uns sogar von den schnellen technischen Möglichkeiten dazu verleiten lassen, noch etwas mehr in unseren Tag zu packen. Dadurch haben wir letztlich nicht mehr, sondern weniger Zeit.

2012 ist ein Schaltjahr - 1440 Minuten mehr. Werden wir es merken?

Natürlich nicht. Unser Zeitgefühl orientiert sich nicht an Monats- oder Jahresgrenzen. Die Logik des "Schnell-noch-was-erledigens" hält sich nicht an definierte Zeitrahmen. Gib uns einen Tag mehr, und die Aufgaben werden uns finden. Der Zeitgewinn ist gleich null.

Es gehört zu den guten Vorsätzen eines jeden Jahres, dass wir weniger Stress und mehr Zeit für Familie, Freunde oder uns selbst haben wollen. Es wird auch 2012 nicht gelingen. Aber wie könnte es denn gehen?

Es bedarf ein paar grundsätzlicher Einsichten. Wir neigen zu der Annahme, wir könnten uns Stress durch schnellere, effizientere Technologien vom Hals schaffen. Dann haben wir den neuen Fernseher oder Computer, die uns schon deshalb Zeit nehmen, weil wir ihre Möglichkeiten gar nicht überschauen. Oder das neue Smartphone, das uns auch beim Spazierengehen an Internet, E-Mail oder sonstige Aufgaben bindet.

Immerhin müssen wir keine Angst mehr haben, Wichtiges zu verpassen.

In 200 Jahren Technikgeschichte sollten wir eines gelernt haben: Schnellere Technik löst unser Zeitproblem nicht. Im Gegenteil: Wir müssen lernen zu akzeptieren, dass wir einiges verpassen müssen - auch Wichtiges. Das ist geradezu lebensnotwendig. Aufhalten kann man die pulsierenden Ströme um uns herum nicht, aber man kann sich bewusst davon abschneiden, indem man zum Beispiel das Handy "vergisst".

Da haben wir dann also das neue, schnellere Internet oder das Multifunktionshandy, das uns lange Wege erspart - und trotzdem nicht mehr Zeit. Kann man das verstehen?

Unser Leben und unser Handeln sind auf Steigerung angelegt. Nach der Logik unseres Wirtschaftswachstums müssen wir jedes Jahr mehr produzieren und konsumieren. Auch unser gesamtes Alltagshandeln ist auf die Steigerung von Möglichkeitenhorizonten ausgerichtet. Wir erleben es als Glück, mehr zu besitzen, mehr Kontakte oder mehr Handlungsoptionen zu haben - allein die Zeit dafür können wir nicht vermehren. Je mehr Optionen anstehen, desto weniger Zeit bleibt.

Das wäre alles kein Problem, würden uns dabei nicht das schlechte Gewissen darüber plagen, wie wir unsere Zeit letztlich "vergeuden".

Was sagt das über uns?

Die Frage ist, was uns eigentlich treibt. Zum einen ist es Gier, wir wollen immer mehr. Dazu kommt die Angst, dass wir die uns gebotenen Möglichkeiten nicht optimal nutzen oder abgekoppelt werden könnten, Angst vor der Leere, Angst vor dem Stillstand. Der Wettbewerb ist ein wesentlicher Antriebsfaktor der modernen Gesellschaft. Wir konkurrieren nicht nur um Positionen, Güter und Geld, sondern um fast alles, was in der Gesellschaft verteilt wird. Um Freunde, um Anerkennung, um Status. Und: "Der Konkurrent schläft nie."

Über die Raserei des Lebens wurde schon immer geklagt. Goethe prägte das Adjektiv "veloziferisch" durch Kombination der lateinischen Begriffe für "Eile" und "luziferisch". Früher erregten Autos und Eisenbahnen die Gemüter, heute ist es das World Wide Web. Reden wir letztlich über das Gleiche?

Eine moderne Gesellschaft unterscheidet sich von einer vormodernen Gesellschaft dadurch, dass sie sich nur dynamisch stabilisieren kann. Wir müssen wachsen, beschleunigen und Innovationen hervorbringen, um den Status quo zu erhalten. Das gilt für die Wirtschaft ebenso wie für die Wissenschaft oder Kunst. Seit Hamlets "Die Zeit ist aus den Fugen" machen Menschen die gleichen Alltagserfahrungen knapper werdender Zeit. Und es verschärft sich in unserem vor allem digitalen Zeitalter noch einmal durch die regelrechte Explosion der Möglichkeiten.

Ist der digitale Mensch ein noch schnellerer Mensch als es der motorisierte Mensch schon war?

Eindeutig ja. Der französische Beschleunigungsforscher Paul Verillio spricht von zwei aufeinanderfolgenden Wellen der Geschwindigkeitsrevolution. Die erste Welle ist die Transportrevolution - da bewegen wir uns schneller um die Welt. Und die zweite Welle ist die Transmissionsrevolution - da holen wir die Welt zu uns heran. Letzteres passiert im Internet mittlerweile mit Lichtgeschwindigkeit. Für unser Gehirn ist das eine ziemliche Herausforderung, weil plötzlich ganz viele Orte mit auf dem Schirm sind und mit gesannt werden müssen.

Im staugeplagten London beträgt die Durchschnittsgeschwindigkeit 19 Kilometer pro Stunde, das ist Postkutschenniveau. Die Finanzkrise hat gezeigt, dass auch dem schnellen Geld Grenzen gesetzt sind. Und wer 200 Facebook-Freunde hat, braucht lange, um alle im Blick zu behalten. Wie real ist das Gefühl von Beschleunigung wirklich?

Der Dynamisierungs- und Beweglichkeitsgrad der Welt steigt, das ist real. Weil alle in Bewegung sind, kann es zu Disfunktionen kommen - also Staus. Außer Frage steht die Kommunikationsbeschleunigung durch das Internet. Und dann ist da noch die Produktionsbeschleunigung, also die Geschwindigkeit, mit der moderne Gesellschaften Güter herstellen. Wie wir mit der Verarbeitung all dessen nachkommen, entscheidet darüber, ob wir es als Stress oder Hektik empfinden.

Bei Michael Endes "Momo" klauen die grauen Herren den Menschen die Zeit. Heißen unsere grauen Herren "Herr Google" oder "Herr Facebook"?

Es ist die Vermehrung der für uns relevanten Möglichkeiten, die uns unter Druck setzt. Dahinter steckt die Wettbewerbslogik unserer Gesellschaft, also auch clevere Produktstrategie. Nach empirischen Untersuchungen treibt immer mehr Menschen das ungute Gefühl, dass die To-do-Liste dessen, was sie eigentlich tun oder haben müssten, immer länger wird. Das heißt nicht, dass sie wirklich Lust dazu haben. Es ist nur dieses Gefühl "Eigentlich müsste ich. . ."

Burnouts und Angsterkrankungen gelten mit als Folgen dieses "To do"-Stresses. Führt das "digitale Selbst" letztlich zum "erschöpften Selbst"?

Ich will hier nicht die auf den Plan rufen, die Burnouts als Modeerkrankung abtun. Den Zusammenhang zwischen Depressionen und Zeiterfahrungen wird aber sicher niemand infrage stellen. Bei Depressionen scheint die Zeit geradezu stillzustehen, also das Gegenteil vom üblichen Zeitstress. Für Depressive ist der Tag unendlich lang, was mit ein Grund dafür ist, dass die Selbstmordrate morgens am höchsten ist.

Sie plädieren für Auszeiten als Gegenpol zur Beschleunigung, die Rede ist von Odysseus-Strategien - sich selbst fesseln, um den Sirenen gesängen der Möglichkeiten zu entgehen. Kann es nur friedliche Koexistenz von Be- und Entschleunigung geben?

Wir können uns von der Beschleunigung nicht lösen, wir können nur Weisen finden, damit umzugehen. Die Frage muss sein, wie man sich eine moderne Gesellschaft vorstellen kann, die nicht allein dafür wachsen muss, dass der Status quo erhalten bleibt. Stabilität ohne den Zwang zur Steigerung dafür brauchen wir einen anderen Maßstab für Qualität. Nach meiner Überzeugung kann es andere Kriterien geben, um ein gutes, gelingendes Leben von einem misslingenden Leben zu unterscheiden.

Wie entschleunigen Sie?

Ich habe eine Reihe von wunderbar entschleunigenden Hobbys. Ich beschäftige mich seit Jahrzehnten mit den Sternen, bei denen man es mit ganz anderen Zeitabläufen zu tun hat. Und ich mache sehr gern Musik.

Zur Person: Prof. Hartmut Rosa

Hartmut Rosa, geb. 1965 in Lörrach, ist Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie und einer der Sprecher der von der DFG geförderten Kollegforschergruppe "Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. (De-) Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften" an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Davor lehrte er an der Universität Augsburg, an der Universität Duisburg-Essen und an der New School for Social Research in New York, an der er seit 2002 affiliierter Professor ist. Er promovierte 1997 an der Humboldt-Universität zu Berlin und habilitierte sich 2004 in Jena. Er ist Herausgeber der internationalen Fachzeitschrift *Time & Society*. 2006 erhielt er den Thüringer Forschungspreis für Grundlagenforschung. Unter dem Motto "Wer bin ich und wenn ja, im Netz?" diskutiert Hartmut Rosa am kommenden Montag bei einem Podium des Forschungskollegs Humanwissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt zum Thema "Digitales Selbst" und zur Frage, wie das Internet unser Leben beschleunigt.

Zum Weiterlesen

Hartmut Rosa: Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne, Suhrkamp Frankfurt/Main

Ein gutes Leben jenseits des Wachstums

... ist ein Forschungsvorhaben am Institut für Soziologie der Universität Jena überschrieben, das von der Deutschen Forschungsgesellschaft bis 2015 mit

drei Millionen Euro gefördert wird. Im Forscherkolleg "Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Dynamik und (De-)Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften" soll der Frage nachgegangen werden, welche gesellschaftlichen Verwerfungen auf uns zukommen, wenn ökonomische Wachstumswänge weiterhin das Staatshandeln bestimmen, Wachstumskrisen aber die Wohlfahrtsentwicklung nicht nur einzelner Nationen, sondern ganzer Weltregionen gefährden.

Die Grenzen der konventionellen Wachstumsorientierung seien erreicht, strukturelle Probleme wie knapper werdende Ressourcen ließen sich nicht durch weiteres Wachstum lösen. Konkret soll geklärt werden, wie der Übergang zu Nicht-Wachstum gelingen und in welcher Form dies zu einem guten, gelingendem Leben beitragen kann.

Hanno Müller / 14.01.12 / TA